

Kathrin Passig: Erwiderung auf die Verleihung des Fallada-Preis an Wolfgang Herrndorf; gehalten am 7. März 2012

Ich vertrete heute den Preisträger Wolfgang Herrndorf. Für einen Preisträgerstellvertreter ist es viel leichter und erfreulicher, einen Preis entgegenzunehmen, als für den Originalautor. Als Autor kennt man die Schwächen des eigenen Textes am besten und kann deshalb nie so ganz glauben, dass die Jury wirklich weiß, was sie tut. Zumindest bei intakter Selbstzweifelfähigkeit, die ist ja nicht allen Autoren gegeben, aber falls jemand mal Wolfgang Herrndorf einen Preis für seine Selbstzweifeln verleihen möchte, trifft es sicher keinen Falschen.

Außerdem hat man als Autor womöglich auch ein paar andere Texte oder Bücher der anderen Gegenwartsautoren gelesen, die vielleicht für den Preis in Frage gekommen wären. Und insgeheim findet man womöglich, dass jemand anders den Preis viel eher verdient hätte. Ich habe in den letzten zehn Jahren über meine Lektüre Buch geführt und nachweislich keine Ahnung von deutschsprachiger Gegenwartsliteratur außer Herrndorfs Romanen, schon deshalb bin ich mit der Entscheidung absolut einverstanden.

Und drittens muss man anständig gekleidet irgendwo erscheinen – obwohl mir der Rowohlt-Geschäftsführer Herr Dähne mal gesagt hat: “Frau Passig, von Autoren *erwarten* die Leute, dass sie schlecht gekleidet sind.” Aber hinterher ist ja doch ein Foto in der Zeitung, und dann kriegt man einen Anruf von seiner Mutter, die sagt “Kind, für die Preisverleihung hättest du dir aber wirklich mal ein T-Shirt ohne Löcher anziehen können!”.

Ich bin also in jeder Hinsicht viel besser qualifiziert als Wolfgang Herrndorf für die Entgegennahme dieses Preises, weil ich mich erstens ohne jedes Selbstzweifelproblem darüber freuen kann, dass Herrndorf den Preis bekommt, zweitens keine Ahnung von deutschsprachiger Gegenwartsliteratur habe, und weil ich drittens im Unterschied zu Herrndorf ein Hemd besitze. Ein weiterer Vorteil: ich kann jetzt im weiteren Verlauf auch Dinge ausplaudern, die Herrndorf Ihnen verschweigen würde. Nachteil allerdings: Die stimmen vielleicht gar nicht, mein Gedächtnis ist nicht das beste.

Jurek Becker sagte bei seiner Preisverleihung 1990: “Außerdem war ich inzwischen dreißig Jahre alt, es wurde langsam Zeit, mit einem Roman zu beginnen, wenn meine Zukunftspläne nicht im Sande verlaufen sollten. Ich glaube, dass ich nicht wegen meiner Beziehung zur Literatur ein Buch zu schreiben anfang, sondern weil ich gern Schriftsteller sein wollte.”. Ich glaube, das war bei Herrndorf auch so. Er hat mir das mal erklärt, ich habe leider fast alles wieder vergessen, aber vor allem hatte er keine Lust

mehr, Maler zu sein. Bücher schreiben ist körperlich weniger mühsam als Malen, und man muss nicht wieder ganz von vorn anfangen, nur weil man bei einer Himmelsbeschreibung gepatzt hat. Für die Titanic hat er bis dahin jahrelang Fotos von Prominenten fotorealistisch abgemalt, weil das für die Redaktion billiger war, als die Rechte einzukaufen. Angeblich hat er bis vor zwei Jahren von 3000 Euro im Jahr gelebt, ich habe das immer für einen Witz oder ein Missverständnis gehalten, aber vielleicht stimmt es auch. (Wie das geht: in einer Einzimmerwohnung leben, sich von Westerntopf aus der Dose ernähren, beim Weggehen immer nur Bier trinken und nichts dazu essen, höchstens auf dem Nachhauseweg einen Döner für 2,50. Zehn Jahre dieselben Sachen tragen und nie in Urlaub fahren natürlich.) Fallada schrieb 1928 an irgendwen: "Mit 70 bis 80 Mark kann ich heute im Monat leben.", das heißt, inflationsbereinigt hat Herrndorf vielleicht sogar noch etwas billiger gelebt als Fallada, ich habe das jetzt aber nicht nachgerechnet.

Fallada musste auch ein bisschen auf seinen Erfolg warten, als "Bauern, Bonzen und Bomben" erschien, war er 38. Bei Wolfgang Herrndorf hat es noch etwas länger gedauert, nämlich bis zum Erscheinen von Tschick im Herbst 2010, da war der Autor 45 und hatte vorher zwei Bücher veröffentlicht: "In Plüschgewittern" 2002 und "Diesseits des Van-Allen-Gürtels" 2007. Ich glaube, heimlich freut er sich sehr, dass es mit der öffentlichen Anerkennung doch noch geklappt hat. Aber es würde ihm auch ohne Krankheit schwer fallen, sich hier auf die Bühne zu stellen und "danke, ich freue mich" zu sagen. Deshalb mache ich das jetzt.

Er hat mir vorher noch mal ins Gewissen geredet, ich soll den Quatsch lassen und auch bitte keine weiteren Preise stellvertretend entgegennehmen. Aber ich glaube, in so einer Preisverleihung drückt sich nicht nur der Wille der preisverleihenden Instanz aus, in der Zeitung zu stehen und auf der kulturellen Landkarte aufzutauchen. Und es ist auch nicht nur der pädagogische Glaube daran, dass man in der Literatur objektiv feststellen kann, welche Texte besser als andere sind. Das spielt sicher alles eine Rolle, aber vor allem ist so eine Preisverleihung ein großer Akt der Freundlichkeit, sowohl meiner Erfahrung nach Freundlichkeit der einzelnen Beteiligten als auch als Konzept. Es steht ja nirgendwo geschrieben, dass eine Gesellschaft die Gelder ihrer Steuerzahler außer für Bushaltestellen und Kindertagesstätten auch für das seltsame Zeug ausgeben muss, das Autoren so machen. Herrndorf grunzt an dieser Stelle nur, und da er insgesamt weniger zum naiven Wunschdenken neigt als ich, kann es schon sein, dass er da klarer sieht. Aber trotzdem glaube ich, dieser Glaube an die Nettigkeit des Preisverleihens kann auch Herrndorf nicht vollständig fremd sein, denn in Tschick stehen ja ganz ähnliche Dinge über die unerwartete Freundlichkeit der Welt. Deshalb glaube ich doch, dass ich mich hier nicht ersatzhalber für den Autor öffentlich freue, sondern tatsächlich stellvertretend, auch wenn er das nicht zugeben will.

Herrndorf hat in irgendeinem Interview behauptet, dass er ohne mich nie eine Manuskriptzeile abgegeben hätte. Das hat er nur aus Nettigkeit gesagt, es ist sicher gelogen, aber umgekehrt stimmt es fast: zumindest hätte ich mich nie in Klagenfurt beworben, wenn nicht Herrndorf vorgemacht hätte, dass das geht und dass es sogar ganz lustig ist. Ich erinnere mich noch an seinen Anruf, das muss Ende 2003, Anfang 2004 gewesen sein, als er erzählte, dass er darüber nachdenkt, sich in Klagenfurt zu bewerben. Ich kannte die Veranstaltung nur aus dem Deutschunterricht und hatte sie als außerordentlich langweilig in Erinnerung, und ich weiß noch, dass ich sagte: "Also mir wär's zu peinlich, aber wenn du das Geld so dringend brauchst, dann mach es halt." Und nur weil Herrndorf das Badewasser schon mal getestet hatte, habe ich mich dann zwei Jahre später selber beworben, was eine sehr gute Idee war. Nur halt nicht von mir.

Jedenfalls war spätestens seit 2006 klar, dass Wolfgang Herrndorf diesen Preis verdient. Damals veranstaltete die Zentrale Intelligenz Agentur im Rahmen ihrer Weiterbildungsreihe "Berlin Bunny Lectures" einen kontrollierten Versuch, mit dem die Frage "Wer ist eigentlich der beste Autor?" endgültig beantwortet werden sollte: Teilnehmer waren unter anderem eben Wolfgang Herrndorf, Joachim Lottmann, Jochen Schmidt und Jens Friebe. Die Veranstaltung fing an mit einer Runde Autorenquartett in den Kategorien: Wichtigkeit in Googletreffern, Anzahl Literaturpreise, Liegestütze, Lesungen pro Jahr, Anzahl psychischer Erkrankungen. Wolfgang Herrndorf hatte damals 1.490 Googletreffer und eine Lesung pro Jahr, Googletreffer hat er inzwischen mehr, Lesungen eher weniger. Jochen Schmidt war ein harter Gegner mit 213.000 Googletreffern und 90 Lesungen pro Jahr, dafür konnte Herrndorf mit 70 Liegestützen bei gutem Wetter punkten und mit zwei psychischen Erkrankungen, nämlich "Kontrollzwang" und "Größenwahn auf dem Fußballplatz". Es gab noch andere Disziplinen, nämlich "Metaphern-Jeopardy", "Romananfänge", "Berufsangemessene Kleidung", "Protagonistennamen" und "Lyrisches Schaffen", und Herrndorf konnte sich dabei gegen alle anderen Teilnehmer durchsetzen. Seitdem darf er sich "Bester Autor von allen" nennen. Ich freue mich sehr, dass sich die Stadt Neumünster diesem Urteil anschließt.

Und ich freue mich noch aus einem anderen Grund. Eine Diskussion, die ich in meinem langen und fruchtlosen Germanistikstudium mehrfach hatte, war die, wo Literatur aufhört und irgendwelche anderen Texte anfangen, die keine Literatur sind. Ich hoffe, Germanisten beschäftigen sich heute nicht mehr ganz so viel mit diesem Quatsch, aber was man so hört aus Uni und Feuilleton, das gibt nicht viel Anlass zur Hoffnung. Ich habe damals immer versucht, ein ganz einfaches Kriterium zum Einsatz zu bringen, um diese mühsame Hochkultur-oder-nicht-Debatte abzukürzen: Wenn es schlecht ausgeht, ist es Literatur. Wenn es gut ausgeht, ist es keine. Das stimmt natürlich nicht ganz.

Wenn man lange und hart nachdenkt, findet man Beispiele für Romane, die gut ausgehen und trotzdem richtige Literatur sein dürfen, zum Beispiel "Wer die Nachtigall stört". Aber viele sind es nicht, und man hat immer ein bisschen das Gefühl, dass sie den Literaturwissenschaftlern versehentlich auf die Liste geraten sind. Deshalb freue ich mich besonders, dass mit diesem Preis ein weiteres Siegel der Ordentlichen Literatur auf ein Buch geraten ist, das gut ausgeht. Das passiert gar nicht so oft. Vielen Dank!